

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 34 (1947)
Heft: 19

Artikel: Religiöse Schonzeit [Teil1]
Autor: Bürkli, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-536633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Schulleiter oder Rektor, dessen beinahe völlig uneingeschränkter Handlungsfreiheit es vergönnt ist, der Schule dauernd den Stempel seines Wollens einzuprägen. Er ist nicht Verwaltungsmann, sondern im wahrsten Sinne des Wortes »pater familias«, der, auf der Mitarbeit

und dem Rate seiner Schüler-Präfecten aufbauend, die Schule zur grossen, vom Staate ganz unabhängigen Stätte der christlichen und menschlichen Bildung gestalten kann.

(Schluss folgt)

Freiburg. Dr. A. J. Th. Eisenring, Prof.

Religionsunterricht

Religiöse Schonzeit I

Zuweilen hört man auch in katholischen Kreisen die Behauptung, dass die Jugend in den Jahren der stärksten Entwicklung einer religiösen Schonzeit bedürfe. Schon zu manchem jungen Menschen sei in den Krisen jener Entwicklung durch Zwang und allzu autoritatives Fordern die religiöse Betätigung fürs ganze Leben verleidet worden. Man dürfe daher in diesen Krisenjahren keine bestimmten Forderungen religiöser Art an die jungen Leute stellen; man müsse im Gegenteil die religiöse Betätigung ihrem eigenen Willen überlassen. Nur was aus wirklichem religiösem Bedürfnis hervorgehe, sei echt und wertvoll; alles andere aber sei schädlich und daher zu vermeiden.

Diese Behauptungen entsprechen aber einmal nicht der eigenen persönlichen Erfahrung jener Entwicklungsjahre; sie entsprechen noch viel weniger der jetzigen pädagogischen Betätigung; und sie entsprechen auch nicht dem, was pädagogische Schriftsteller über diesen Punkt behaupten. Aber alle drei Quellen zeigen deutlich, dass die Behandlung der jungen Leute im Entwicklungsalter sehr schwierig ist und daher mit grosser Vorsicht verbunden sein muss. Sie zeigen auch, dass Zwang und unrichtige Autoritätsanwendung sicher nicht am Platze sind. Aber sie sind kein Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Forderung. Sie lehren vielmehr, dass die Jugend im Entwicklungsalter auch für ihr religiöses Leben einer Führung bedarf und nach ihr verlangt, dass aber diese Führung eine sehr schwierige pädagogische Auf-

gabe ist und daher nur erzieherisch begabten Leuten überlassen werden darf.

Es lohnt sich daher, u. es ist sicher auch nicht unangebracht, dieser Frage etwas nachzugehen und die nötigen Folgerungen aus den Ergebnissen zu ziehen.

Wer die Entwicklungsjahre recht verstehen will, muss von der Eigenart der kindlichen Frömmigkeit ausgehen (wir reden hier ja von der religiösen Seite der jugendlichen Entwicklung und berücksichtigen die allgemeinen Erscheinungen nur insoweit, als sie zum Verständnis der religiösen Entwicklung notwendig sind).

Die kindliche Religiosität zeichnet sich aus durch einen unbedingten Glauben, der unkritisch alles für wahr hält, was Eltern und Geistliche lehren. Aus diesem Glauben fliesst auch ein unermessliches Vertrauen auf die Macht und Hilfe Gottes, der Heiligen und der Engel. Der Gottesbegriff der Kinder ist noch ganz kindlich-anthropomorph; von einem Begriff darf man eigentlich gar nicht reden; denn die Kinder haben vielmehr eine Gottesvorstellung, die sich aus all den Bildern und Darstellungen herausgebildet hat, die das Kind umgeben. Die überaus lebendige Phantasie hilft mit, diese Vorstellungen bis in die Einzelheiten hinein auszumalen. Je nach dem Verhältnis des Kindes zu seinem eigenen Vater erhält auch das Verhältnis des Kindes zu Gott seinen Charakter; ist der Vater gütig und liebevoll, so wird auch die Liebe zu Gott gross und lebendig; ist der Vater unnahbar und allzu autoritativ, so emp-

findet das Kind nur zu leicht vor Gott Furcht und Scheu. Und sollte der Vater seine Autorität nicht recht zur Geltung bringen können, so wird auch das Kind Gott nie recht ernst nehmen und nur zu leicht der Meinung verfallen, man könne mit Gott machen, was gerade beliebt. — Das religiöse Leben des Kindes beruht zu einem ganz grossen Teil auf der Nachahmung der religiösen Betätigung der Erwachsenen; nur zu oft entbehrt sie des Verständnisses und der für ein Kind möglichen Selbständigkeit. Daraus ergibt sich, dass ein Kind, das in einem religiösen Milieu aufwächst, selbst religiös wird. Wenn aber daheim nie gebetet und das religiöse Leben vernachlässigt wird, so wird auch das Kind nicht religiös beeinflusst werden. Seine Anlagen zum religiösen Leben werden dann schon in der Kindheit verkümmern und geschwächt. — Der Sinn dieser Eigenart der kindlichen Religiosität liegt darin, dass sie dem Kinde Schutz und Hilfe bieten soll. Die Kräfte des Kindes sind ja noch nicht so weit entwickelt, dass es sich selbst behaupten könnte; es muss darum Schutz und Hilfe erhalten und dafür zugänglich sein.

Das wird aber mit einem Male anders, wenn das Kind in das sogenannte Entwicklungsalter tritt. Das körperliche Wachstum setzt stark ein, nicht nur in die Länge und Breite, sondern auch die innern Organe werden gewaltig vergrössert (Lunge und Herz erhalten die doppelte Grösse von vorher). Verschiedene Drüsen fangen an, reif zu werden und ihre Produkte abzusondern. Das bewirkt ein merkwürdiges Gefühl der Kraft und des Wohlbefindens. Aber das Erwachen der bisher unbekannten Triebe kann zuweilen auch erschrecken und verwirren. Jetzt erst entdeckt der junge Mensch sein eigenes Ich; er fängt an, sich aus der Allgemeinheit des bisherigen Kreises auszusondern und ein eigenes Leben zu führen. Das wirkt sich vor allem auch im geistigen Bereiche aus und damit im religiösen Leben: der junge Mensch muss und will selbständig werden. Eine bisher ihm unbekannte Sehnsucht, die recht unbestimmt ist, macht ihn allen höhern und edlen Beeinflussun-

gen zugänglich. Durch die Zusammenstösse mit der Wirklichkeit und der Rauheit des Lebens zerfällt das kindliche Weltbild. Gott und die Engel, die bisher unbezweifelte Realitäten waren, sind plötzlich in weite Ferne gerückt; durch ihre Geistigkeit entziehen sie sich dem jugendlichen Erleben. Ihre Vorstellung wird blass und verliert die zwingende Gewalt. Dagegen treten die Naturerlebnisse nun beglückend und beruhigend in das jugendliche Leben ein. Diese Erlebnisse entsprechen auch dem unbestimmten Sehnen dieses Alters; ja bisweilen können sie zu sehr tiefgehenden Erlebnissen religiöser Art führen und zu einer Art mystischer Einigung mit Gott werden.

Die Ungewohntheit der neuen Erlebnisse und das Zerfallen des kindlichen Weltbildes führen zu einer grossen Unsicherheit in jeder Beziehung. Die Autorität der Eltern und Lehrer wirkt nun nicht mehr als Erlebnis des Schutzes und der Hilfe; vielfach stehen sie dem jugendlichen Drängen und Streben hindernd im Wege. Und damit entstehen schwere Konflikte, die das Leben der Jungen tief aufwühlen. Unsicherheit, Angst, Hinundhergeworfensein machen sie störrisch und unzugänglich; und dabei sehnen sie sich nach Geborgenheit und Ruhe. Darum möchten sie sich zuweilen absondern, sich tagelang allein einsperren und träumen; und doch verzehren sie sich vor Sehnsucht und Heimweh nach einem vertrauten Menschen, der sie versteht und ihnen in ihrer Not hilft. Darum schätzen sie in dieser Zeit einen guten, vertrauten Freund über alles. Der Freund wird nun zur beherrschenden Macht und zum entscheidenden Faktor im Leben des jungen Menschen; ist der Freund gut und vernünftig, so wird es auch der Pubeszent; ist der Freund aber verdorben und schlecht, so besteht für den jungen Menschen die allergrösste Gefahr. Die Zertrümmerung des kindlichen Weltbildes zwingt den jungen Menschen, sich ein neues Weltbild aufzubauen. Weil er selbst in einer täglich fühlbaren Entwicklung steht, imponiert ihm alles, was von Entwicklung und Fortschritt redet. In seiner Un-
erfahrenheit glaubt er, dass erst jetzt das wahre

Licht der Kultur aufgehe; früher sei alles hinter dem Monde daheim gewesen. Die Eltern sind nach seiner Meinung rückständige und gelegentlich recht einfältige Leute, die nur darum immer auf ihre Erfahrung pochen, weil sie glauben, damit ihre Kinder beherrschen zu können. Ähnliches kann von den Lehrern gelten. Ein unbändiger Freiheitsdrang treibt die jungen Leute zur Auflehnung gegen jede Autorität, vor allem gegen jede wirkliche Bindung. Wird dieser Freiheitsdrang zu sehr unterdrückt, so suchen die Jungen mit List und Trotz zum Ziele zu kommen. Gelegentlich können sie sich zu Banden zusammenrotten, die nach einem eigenartigen Ehrenkodex einander durch Dick und Dünn beistehen. Lügen, um dem Kameraden zu helfen, gilt dabei nicht als schlimm; wohl aber ist das gegenseitige Verklagen nach ihren Begriffen eine ganz abscheuliche Tat. Der Freiheitsdrang und die Naturerlebnisse und das beglückende Kraftgefühl sind Ursachen des nun mit grosser Kraft einsetzenden Wandertriebes. Das Wandern kommt allen ihren Bedürfnissen und Sehnsüchten entgegen. Ihr Bedürfnis nach Romantik, nach Weitung des Weltbildes, nach grossen Leistungen und dazu das Bedürfnis nach Kameradschaft werden so herrlich befriedigt. — Aus der Entdeckung des eigenen Ich erwächst ein grosses Selbstgefühl; man ist nun etwas und will etwas sein in den Augen der andern Menschen. Der Geltungsdrang wird gross und sucht überall nach Befriedigung. Wird er verletzt, so ist der Junge an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Der sehr einseitige Ehrbegriff und der übertriebene Geltungsdrang des Pubeszenten können den Verkehr mit ihm ausserordentlich schwer machen; werden diese Triebe aber richtig gelenkt, so sind sie starke Kräfte zu grossen und aner kennenswerten Leistungen. Sie können die Grundlage für das spätere Glück der jungen Menschen werden. Werden sie aber krankhaft gesteigert, so sind sie sicher Ursache spätern Unglücks, ja geistiger Krankheiten. — Zu all dem setzt nun ein starker Rationalismus ein. Der Junge muss sich ja das neue Weltbild schaffen, und das kann er

nur durch starke geistige Arbeit vollbringen. Darum hat er selbst auf die Vernunft das grösste Vertrauen; er glaubt mit ihr alles durchdringen und erobern zu können. Er glaubt auch, dass man mit Vernunft einem jeden beikommen könne. Darum ist es ihm unerklärlich, dass die Meinungen oft so weit auseinandergehen können; und darum vermutet er auch hinter jedem Irrtum doch irgend eine Wahrheit. Es ist ihm unbegreiflich, dass man Jahrhunderte lang arbeiten und forschen kann, ohne der Wahrheit näher zu kommen. Zudem imponiert alles Neue; darum haben auch die neuesten Lehrmeinungen für ihn schon einen gewissen Anspruch auf Wahrheit. Das ungeübte Denken des Jungen macht zudem gewaltige Gedankensprünge; er zieht Schlussfolgerungen, die weit über das Ziel hinausschiessen. Alles Ueberkommene und Traditionelle wird bezweifelt; Sitten und Bräuche sind ihm unverständlich und zuweilen sinnlos. Jede Wahrheit, jedes Gesetz muss von Grund auf neu erarbeitet werden. Ganz allmählich findet er sich so wieder zum Kindheitsglauben zurück; aber nun ist er nicht mehr kindlich, er beruht nicht mehr auf einem unbegrenzten Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der andern, sondern er ist nun selbst erarbeitet und erkämpft. So wird er reif und stark. — Die intellektuellen Fortschritte verlangen auch nach einer dementsprechenden Lebensgestaltung. Ein unbändiger Reformeifer durchglüht die jungen Leute. Ihrer jugendlichen Kraft entspricht ein gewaltiger Tatendrang, der am liebsten alles neu gestalten würde und alles Bisherige über den Haufen würfe. Vor allem glauben sie auch, die alte Generation sei verrostet und veraltet und müsste möglichst bald abgesetzt werden. Man setzt sich gewaltige Ziele. In der jugendlichen Unerfahrenheit denkt man sich die Erreichung dieser Ziele recht einfach. Aber beständig drückt die Tatsache, dass man im eigenen Bereich des persönlichen sittlichen Strebens doch oft versagt. Tagtäglich spürt man die Schwäche und Hinfälligkeit. Nicht nur in der Beherrschung des Geschlechtstriebs wird diese Erfahrung gemacht, sondern auch in der Be-

herrschaft der Triebe überhaupt. Nur zu gut weiss man von der eigenen Unbeherrschtheit, von Zorn und Uebertreibung, von Eigensucht und Unnachgiebigkeit. Das alles drückt unsäglich schwer auf das jugendliche Gemüt. Ein aufmunternder Freund oder Erzieher, der um diese Nöte weiss und zu helfen sucht, findet daher

unbeschränktes Vertrauen. Wenn er ihn richtig zu lenken versteht, so kommt der Junge nun auch zur Ueberzeugung, dass er wirklich einer Erlösung bedürftig ist, die nur Gott ihm schenken kann.

(Schluss folgt)

F. Bürkli.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Die Lehrerin und ihr Verhalten zu Kollege und Kollegin II *

Dem Mann ist das Dienen nicht immer eine selbstverständliche Sache. Wohl weil er dem Materiellen mehr verhaftet ist als wir. Er fragt nach dem Gewinn. Es geht ihm gegen den Strich, ein paar Stunden zu opfern, die ihm nichts eintragen. Wir Frauen, glaube ich, sollten ihm da ein wenig Anschauungsunterricht erteilen. Ist doch eigentlich schon bei der Erschaffung an die Frau der Auftrag zum Gehilfinsein, zum Helfen und Dienen ergangen. Es steht uns darum wohl an, wenn wir mit einem schlichten und frohen und selbstverständlichen Ja bereit sind, wenn der Kollege unsere Hilfe braucht. Aermere werden wir dabei auf keinen Fall. Die Frau ist ja dann am reichsten, wenn sie schenken darf aus der Fülle ihres Seins und Könnens. Wenn aber ihre Kräfte nicht gebraucht, wenn sie beiseite geschoben, übersehen und übergangen werden, dann fängt es an zu bohren und zu schmerzen und weh zu tun in ihrem Innern.

Das wäre die Kollegialität im Alltag. Ist sie es nicht wert, dass man sie auch feiert, d. h. dass man ihr zu Ehren auch einmal eine richtige Feierrunde hält? Ich weiss von Kolleginnen, die ihre jungen Kollegen von Zeit zu Zeit zum schwarzen Kaffee versammeln. Was sie ihnen mit dem Kaffee einschenken und mitgeben, hält und strahlt noch lang in den Alltag hinein, wenn der Kaffee längst verduftet und der Kuchen ver-

schwunden ist. Wir in unserer Gemeinde haben unsere besondere Art der kollegialen Feierrunde. Der Reihe nach kommt jedes daran: dann lädt es seine Kollegen als Gäste ein. Was man für liebe Gäste tut, ist alles da: das feine Tuch und das gute Geschirr, die Blumen, für den Raucher die Lieblingsmarke, und natürlich etwas extra Gutes aus Küche und Keller. Ob das Gespräch mehr oder weniger anregend, das Thema mehr oder weniger geistreich sei, das ist allemal nicht das Wesentliche. Wesentlich aber ist, dass wir einander zur Freude beisammen sind, dass eine Spannung von selbst sich löst und eine Reiberei einfach verschwindet. Dass auf einmal wieder gut und recht wird, was sich an lauten und leisen Missverständnissen aufgebeugt im Alltag.

Hier und da sind die Lehrersfrauen auch dabei. Die Lehrersfrauen! Mancherorts geht es mit ihnen ganz reibungslos. Anderswo aber werden sie zum kleinen oder grossen Problem.

Nicht wahr, wir kennen da unsern Standpunkt. Die Ehe ist ein heilig Land. Zu weit dürfen wir — bei aller schönen Kollegialität — nicht eindringen in die Seele dessen, dem vor Gott eine Gattin angetraut ist. Es gibt da eine sehr feine Grenze. Vertrauen dürfen wir einander und anvertrauen manches auch. Aber wir dürfen einander seelisch nicht so nahe kommen, dass eines vom andern innerlich abhängig wird, dass man sich nicht mehr in völliger in-

* Siehe Nr. 18.